

ANNE PERRY

FEINDE DER KRONE

ROMAN

HEYNE <
EBOOKS

Kapitel 2

Ohne Charlotte und die Kinder kam Pitt das Haus sonderbar leer vor. Ihm fehlten die Wärme, das Gelächter, die Aufregung, sogar die gelegentlichen Streitereien. Man hörte weder das Klappern von Gracies Absätzen auf dem Fußboden noch ihre trockenen Kommentare. Seine einzigen Gefährten waren die beiden Kater Archie und Angus, die sich auf dem Küchenboden zusammenrollten, wo die Sonne durch das Fenster fiel.

Doch als er sich an den Hass in Voiseys Augen erinnerte, war er in tiefster Seele erleichtert, dass seine Familie London verlassen hatte und sich an einem fernen Ort befand, wo weder Voisey noch ein anderes Mitglied des Inneren Kreises sie aufspüren würde. Sie konnte nirgendwo sicherer sein als dort, wo sie war: in einem Häuschen am Rande von Dartmoor. Dies Wissen würde es ihm ermöglichen, Voisey mit allen Kräften daran zu hindern, dass er den Unterhaussitz errang und von dort aus den Aufstieg zu einer Macht begann, die das ganze Land ins Verderben stürzen konnte.

Doch während er am Küchentisch saß und zum Frühstück Tee trank und Toast mit Orangenmarmelade aß, erschreckte ihn das Ausmaß der Aufgabe, die man ihm da gestellt hatte. Er tappte völlig im Dunkeln, alles war nebelhaft und ungreifbar. Er musste weder eine Erklärung für etwas finden noch ein Geheimnis aufdecken, es gab nichts Bestimmtes, wonach er hätte suchen können. Sein Wissen war seine einzige Waffe. Seit vielen Jahren befand sich der Unterhaussitz, um den sich Voisey bewarb, fest in der Hand der Liberalen. Wessen Wahlentscheidung hoffte der Mann beeinflussen zu können? Er kandidierte für die Konservativen, die als Einzige hoffen durften, anstelle der Liberalen eine Regierung zu bilden, obwohl die Mehrheit zu der Ansicht neigte, Mr. Gladstone werde die Wahl gewinnen, auch wenn seine Amtszeit dann nicht von langer Dauer sein würde.

Pitt nahm eine zweite Scheibe des stark verbrannten Toasts aus dem Ständer, bestrich sie mit Butter und nahm einen großen Löffel von der hausgemachten Marmelade, deren kräftigen Geschmack er so liebte.

Hatte Voisey etwa die Absicht, die Stimmen der Mitte auf sich zu ziehen und damit seine Aussichten zu vergrößern? Oder wollte er die Ärmeren unter den Wählern den Sozialisten in die Arme treiben und die Linken auf diese Weise aufspalten? Besaß er ein bisher noch nicht bekanntes Mittel, Aubrey Serracold zu schaden und damit dessen Wahlkampf zu unterminieren? Vor den Augen der Öffentlichkeit konnte er diese drei Vorgehensweisen nicht kombinieren, doch da ihm die Unterstützung des Inneren Kreises sicher war, brauchte er gar nicht öffentlich vorzugehen. Niemand außer denen, die ganz an der Spitze standen, kannte Namen oder Position aller Mitglieder des Inneren Kreises oder auch nur deren Anzahl. Möglicherweise verfügte Voisey als Einziger über dieses Wissen.

Pitt spülte den letzten Bissen Toast mit einer weiteren Tasse Tee herunter. Das Geschirr ließ er auf dem Tisch stehen. Die Zugehfrau Mrs. Brody würde sich darum kümmern, wenn sie kam, und bestimmt auch Archie und Angus noch einmal füttern. Es war acht Uhr, und

es wurde Zeit, dass er sich daran machte, mehr über Voiseys Wahlprogramm zu erfahren, über die Fragen, auf die er sich konzentrieren würde, und herauszubringen, wer ihn offen unterstützte und wo er Ansprachen halten wollte. In Bezug auf Serracold hatte Jack ihn in groben Zügen über diese Punkte in Kenntnis gesetzt, aber das genügte nicht.

An diesem Tag gegen Ende Juni war es in London heiß. Auf den staubigen Straßen drängte sich der Verkehr. Fliegende Händler riefen an nahezu jeder Ecke ihre Waren aus, Damen der Gesellschaft fuhren in offenen Kutschen die Sehenswürdigkeiten ab, wobei sie sich mit Sonnenschirmen in allen Farben, die aussahen wie übergroße Blumen, vor den Sonnenstrahlen schützten. Milchmänner und Gemüsehändler schoben ihre Karren, schwere Lastfuhrwerke mit Waren aller Art behinderten die Pferdeomnibusse, und die übliche Vielzahl von Droschken versuchte, sich ihren Weg zu bahnen. Sogar auf den Gehwegen herrschte Gedränge, so dass sich Pitt durch die Menge schlängeln musste. Der Lärm brandete an seine Ohren und hinderte ihn daran, klar zu denken: Schwere Wagenräder rumpelten über das Pflaster, Zaumzeug und Pferdegeschirr klirrten, ärgerliche Kutscher schrien, scharf klapperten Pferdehufe, und Ausrufer priesen mit lautem Geschrei Hunderte von Waren an.

Voisey sollte so wenig wie möglich auf ihn aufmerksam werden. Seit sie einander im Unterhaus begegnet waren, hatte er vermutlich begriffen, dass Pitt den Wahlkampf beobachtete. Pitt bedauerte das, konnte es aber nicht rückgängig machen. Vielleicht war die Begegnung unvermeidlich gewesen, doch hätte er es lieber gesehen, wenn es ein wenig später dazu gekommen wäre. Dann wäre Voisey vermutlich schon so in seine politischen Auseinandersetzungen und in den Wahlkampf vertieft gewesen, dass ihm das Interesse eines weiteren Beobachters nicht groß aufgefallen wäre.

Bis fünf Uhr hatte Pitt die Namen derer in Erfahrung gebracht, die Voiseys Kandidatur unterstützten, sei es öffentlich, sei es privat – soweit das bekannt war. Auch wusste er, dass Voisey die üblichen Tory-Ziele Handel und Weltreich auf seine Fahnen geschrieben hatte. Wie das auf die Besitzer großer Vermögen, auf Fabrikanten und Großreeder wirken würde, war klar, doch inzwischen hatten auch einfache Männer aus dem Volk das Wahlrecht, die nicht mehr besaßen als ihr Häuschen oder eine Mietwohnung, für die mindestens zehn Pfund Jahresmiete aufzubringen war. Diese würden vermutlich die Gewerkschaften und damit die Liberale Partei unterstützen.

Die Erkenntnis, dass Voisey diesen Sitz eigentlich gar nicht gewinnen konnte, bereitete Pitt mehr Kopfzerbrechen, als wenn er irgendeine Schwäche entdeckt hätte, die der Mann sich zunutze machen konnte. Dieser Umstand konnte nur bedeuten, dass der Angriff aus einer völlig unvermuteten Richtung kommen würde, so dass Pitt keine Möglichkeit hatte, Serracold dagegen zu schützen, zumal er nicht einmal wusste, wo Serracold verletzlich war.

Am Südufer der Themse strebte Pitt den Hafenanlagen und Fabriken zu, die im Schatten des großen Bahnhofs nahe der London Bridge lagen, um sich dort gemeinsam mit den Arbeitern die erste von Voiseys öffentlichen Ansprachen anzuhören. Er wollte unbedingt sehen, wie er sich dabei verhielt und welchen Empfang man ihm bereitete.

Während Pitt auf dem Weg dorthin in einem Gasthof eine Schweinspastete aß und ein Glas Apfelwein trank, achtete er auf die Gespräche an den Tischen um ihn herum. Obwohl

viel gelacht wurde, war deutlich eine unterschwellige Bitterkeit zu spüren. Er hörte nur einmal, wie jemand etwas über die Iren und die unlösbare Frage von deren Selbstbestimmung sagte, und auch das war halb scherzhaft gemeint. Doch die Frage der Arbeitszeit erregte die Gemüter, und er merkte, dass viele der Männer auf Seiten der Sozialisten standen, obwohl kaum einer Namen zu kennen schien. Weder Sidney Webb noch William Morris wurden erwähnt und auch nicht der beredte und wortgewaltige Dramatiker George Bernard Shaw.

Um sieben Uhr stand Pitt vor einem der Fabrikttore. Die grauen Mauern der Gebäude erhoben sich in den von Rauch erfüllten Abendhimmel. In gleichmäßigem Rhythmus stampften Maschinen. Er spürte, wie die Rückstände von Säuren und Koksgas scharf in seiner Kehle brannten. Um ihn herum standen gut hundert Männer in verwaschenen und mehrfach geflickten braunen und grauen Kleidungsstücken, die an den Ärmeln ausfranst und an Ellbogen und Knien durchgescheuert waren. Trotz der milden Abendluft und obwohl ausnahmsweise keine kühle Brise von der Themse herüberwehte, trugen viele eine Mütze – vermutlich aus Gewohnheit. Sie bildete einen Teil ihrer Identität.

Pitt fiel unter ihnen nicht besonders auf, da sein Hang zur Ungepflegtheit wie eine Verkleidung wirkte. Er hörte die Männer lachen, hörte ihre groben, oft grausamen Scherze, und wieder fiel ihm die darunter verborgene Verzweiflung auf. Je länger er ihnen zuhörte, desto weniger konnte er sich vorstellen, wie Voisey mit seinem Geld, seinen Vorrechten, seiner gepflegten Art und jetzt obendrein noch mit seinem Adelsprädikat auch nur einen von ihnen auf seine Seite ziehen wollte, ganz zu schweigen von der Masse. Dieser Mann stand für alles, was sie unterdrückte und was sie, ob zu Recht oder nicht, als die Macht ansahen, die sie ausbeutete und sie um ihren gerechten Lohn brachte. Diese Vorstellung bereitete Pitt Sorgen, denn er hatte allen Grund, Voisey nicht für einen Träumer zu halten, der sich blind auf sein Glück verließ.

Gerade, als die Männer allmählich unruhig wurden und laut zu überlegen begannen, ob sie nicht doch nach Hause gehen wollten, hielt etwa zwanzig Schritt von ihnen entfernt eine Mietdroschke an, nicht etwa eine private Kutsche. Pitt sah, wie der hoch gewachsene Voisey ausstieg und auf sie zukam. Eine sonderbare Beklemmung befiel ihn, als könnte ihn Voisey sogar in dieser Menge sehen und als könnte dessen Hass ihn über diese Entfernung hinweg aufspüren und erreichen.

»Ach, kommen Sie doch noch?«, rief eine Stimme und zerriss die sonderbare Stimmung, die Pitt gefangen hielt.

»Selbstverständlich!«, gab Voisey zurück und wandte sich mit hoch erhobenem Kopf und halb belustigtem Gesichtsausdruck den Männern zu. Pitt war für ihn ein namenloses Gesicht inmitten der Menge. »Sie haben doch Ihre Stimme zu vergeben, oder etwa nicht?«

Ein halbes Dutzend Männer lachten.

»Zumindest tut er nich so, wie wenn wir ihm wichtig wär'n!«, sagte einer, der einige Schritte links von Pitt stand. »Mir is 'n ehrlicher Mistkerl lieber wie 'n verlogener.«

Voisey ging zu einem Flachwagen, der als eine Art Rednertribüne dienen sollte, und schwang sich mühelos hinauf.

Die Männer richteten ihre Aufmerksamkeit auf ihn, doch war unverkennbar, dass sie ihm feindselig gesonnen waren und nur auf eine Gelegenheit warteten, seine Äußerungen in

Frage zu stellen und ihn zu verhöhnen. Voisey schien allein gekommen zu sein, doch dann fielen Pitt zwei oder drei Polizeibeamte auf, die sich im Hintergrund hielten. Außerdem war unübersehbar, dass ein gutes halbes Dutzend Neuankömmlinge die Menge im Auge behielt. Es waren unauffällig gekleidete vierschrotige Burschen, deren Geschmeidigkeit und Bewegungsdrang scharf von der Mattigkeit der Fabrikarbeiter abstach.

»Sie sind gekommen, um mich zu sehen«, begann Voisey, »weil Sie wissen wollen, was ich zu sagen habe und ob ich etwas vorbringen kann, das es Ihnen wert ist, mir Ihre Stimme zu geben und nicht dem Kandidaten der Liberalen, Mr. Serracold, dessen Partei Sie schon so lange unterstützen, wie Sie sich erinnern können. Vielleicht erwarten Sie auch ein wenig Spaß auf meine Kosten.« Einige lachten, ein oder zwei buhten.

»Nun, was erwarten Sie von einer Regierung?«, fragte Voisey, und bevor er die Frage selbst beantworten konnte, erschollen Rufe von allen Seiten. »Weniger Steuern!«, rief einer unter dem Jubel der anderen. »Kürzere Arbeitszeit! 'ne anständige Arbeitswoche, nicht länger wie Ihre eigene.«

Das Lachen, das jetzt ertönte, war unüberhörbar von Wut getragen.

»Anständigen Lohn! Häuser, in die es nicht reinregnet. Kanalisation!«

»Gut, genau so sehe ich das auch«, stimmte Voisey zu. Seine Stimme trug weit, obwohl er sie nicht zu erheben schien. »Außerdem wünsche ich, dass jeder Mann, der arbeiten möchte, eine Stelle findet, wie auch jede Frau, die diesen Wunsch hat. Ich bin für Frieden, einen einträglichen Außenhandel, weniger Verbrechen, mehr Gerechtigkeit, eine nicht korrupte Polizei, billige Nahrungsmittel, Brot, ordentliche Kleidung und Schuhe für alle. Ich hätte gern auch gutes Wetter, aber ...«

Der Rest seiner Worte ging in brüllendem Gelächter unter.

»Aber Sie würden mir nicht glauben, wenn ich Ihnen das versprechen würde!«, endete er.

»Wir glauben Ihnen sowieso nicht!«, rief eine Stimme, und viele stimmten lauthals zu.

Voisey lächelte zwar, doch zeigte sein Körper, dass er angespannt war. »Aber Sie werden mir zuhören, denn deswegen sind Sie ja gekommen! Sie möchten gern wissen, was ich zu sagen habe, und Sie wissen, was sich gehört.«

Diesmal gab es keine Buhrufe. Pitt spürte den Unterschied in der Atmosphäre – als wäre ein drohendes Gewitter vorübergezogen, ohne sich zu entladen.

»Arbeiten die meisten von Ihnen in diesen Fabriken hier und auf diesen Kaianlagen?« Voisey machte eine weit ausgreifende Handbewegung.

Zustimmendes Murmeln ertönte.

»Das heißt, Sie stellen Waren her oder verschiffen sie in die ganze Welt?«, fuhr er fort.

Wieder folgte Zustimmung. Eine gewisse Ungeduld wurde spürbar. Die Zuhörer wussten nicht, warum er fragte, wohl aber begriff Pitt, worauf der Mann hinauswollte, als hätte er bereits jedes seiner Worte gehört.

»Kleidung aus ägyptischer Baumwolle?«, fuhr der Redner fort. Seine Stimme hob sich, seine Augen suchten in den Gesichtern der Männer, er bemühte sich, ihre Körpersprache zu deuten, festzustellen, ob er sie langweilte oder ob sie ihm allmählich folgten. »Brokat aus Persien und von den Handelsniederlassungen an der Seidenstraße, die ostwärts nach Indien und China führt?«, fuhr er fort. »Leinen aus Irland? Bauholz aus Afrika, Gummi aus

Burma ... ich könnte endlos fortfahren. Aber wahrscheinlich ist Ihnen all das ebenso bekannt wie mir. Es sind Erzeugnisse unseres Reiches, und deshalb sind wir die größte Handelsnation der Welt. Deshalb beherrscht Großbritannien die Meere, spricht ein Viertel der Erde unsere Sprache und sorgt die Königin in jedem Erdteil für die Aufrechterhaltung des Friedens zu Lande und zu Wasser.«

Diesmal klangen die Stimmen anders. Stolz, Zorn und Neugier schlangen darin. Einige der Männer richteten sich ein wenig auf und strafften die Schultern. Pitt trat beiseite, weil er fürchtete, in der Blicklinie des Redners zu stehen.

Voisey übertönte den Lärm. »Dabei geht es nicht nur um Ruhm, sondern auch darum, dass Sie ein Dach über dem Kopf und Essen auf dem Tisch haben.«

»Was ist mit 'nem kürzeren Arbeitstag?«, rief ein hoch gewachsener Mann mit rötlichem Haar.

»Für wen werden Sie arbeiten, wenn wir das Weltreich verlieren?«, hielt ihm Voisey entgegen. »Von wem wollen Sie dann kaufen, an wen verkaufen?«

»Das geht schon nich verloren«, gab der Rothaarige hitzig zurück. »So dumm sind nich mal die Sozialisten.«

»Mister Gladstone wird es verlieren!«, beharrte Voisey. »Ein Stück nach dem anderen. Erst Irland, dann vielleicht Schottland und Wales. Wer weiß, was dann als Nächstes an der Reihe ist – vielleicht Indien? Dann gibt es keinen Hanf und keine Jute mehr, weder Mahagoni noch Gummi aus Burma. Anschließend folgen vielleicht Afrika und Ägypten, und so geht eins nach dem anderen dahin. Wenn er Irland verlieren kann, das vor seiner eigenen Haustür liegt – wie soll das dann erst bei den anderen Ländern werden?«

Mit einem Mal trat Stille ein. Dann ertönte lautes Gelächter, das aber nicht belustigt klang, sondern eher zweifelnd, wenn nicht gar furchtsam.

Pitt sah sich zu den Männern um, die in seiner unmittelbaren Nähe standen. Sie alle hielten ihren Blick auf Voisey gerichtet.

»Wir müssen unbedingt Handel treiben«, fuhr Voisey fort und brauchte diesmal seine Stimme nicht mehr zu erheben. Es war so still, dass sie bis in die letzte Reihe trug. »Wir sind auf funktionierende Gesetze angewiesen und brauchen die Herrschaft über die Meere. Denn wenn wir unseren Wohlstand gleichmäßiger verteilen wollen, müssen wir als Erstes sicherstellen, dass wir ihn auch haben!«

Ein Murmeln ertönte, das wie Zustimmung klang.

»Was man tut, soll man richtig tun, und niemand auf der Welt darf uns darin übertreffen!« In Voiseys Stimme lag Anerkennung, wenn nicht gar Siegesgewissheit. »Sie sollten frei darüber entscheiden, wer Sie vertritt. Männer müssen das sein, die wissen, wie man Gesetze im eigenen Lande macht und einhält und mit anderen Völkern der Erde ehrenhaft und Gewinn bringend Handel treibt, damit Ihr Besitzstand nicht nur gewahrt bleibt, sondern sich auch mehrt. Wählen Sie keine alten Männer, die glauben, im Namen Gottes zu sprechen, in Wahrheit aber nur an der Vergangenheit hängen. Das sind Männer, die ihre eigenen Wünsche erfüllen und sich nicht um Ihre kümmern.«

Erneut ertönten Stimmen aus der Menge, doch schienen sie Pitt an manchen Stellen wie begeisterte Zurufe zu klingen.

Rasch beendete Voisey seine Ansprache. Er wusste, dass die Männer müde und hungrig